

# Verspäteter Nachruf auf eine Hundertzehnjährige

Autor(en): **Geissberger, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **34 (1963)**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918263>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

men, die sich so richtig ineinanderfügen und das ausgewogene Bild ergeben, das durch seine schwebende Transparenz, seine ungemeine Frische immer aufs neue besticht.

## VERSPÄTETER NACHRUF AUF EINE HUNDERTZEHNJÄHRIGE

VON HEINRICH GEISSBERGER

---

Im Oktober 1959 ist sie von uns gegangen nach einem wechselvollen, oft kümmerlichen und sorgenvollen Dasein, dem zwar auch günstigere Zeiten nicht fehlten. Ein Jahrzehnt vor ihrem Hinschiede kam noch ein hoffnungsvolles Aufflackern, als sie aus den alten, verstaubten Räumen am Sandweg, wo sie beinahe ein Jahrhundert gehaust hatte, in die lichtereren am Schulweg einzog und in zeitgemäßem Gewande ihr Leben zu verlängern suchte. Obwohl sich ihrem schreiblustigen Führer noch zwei witzige Begleiterinnen, Susy und Katrin, beigesellten, ging ihr der Atem doch aus. Der Sauerstoff, der in ihrem Falle, wie in so vielen, Geld hieß und zum gedeihlichen Leben eben notwendig ist, genügte nicht mehr.

Ihr erratet wohl, von wem ich rede! Von der «Tante am Sandweg», wie sie oft verächtlich genannt wurde, von der *Lenzburger Zeitung*. Sie hat sich nie besonderer Wertschätzung erfreut, den Höhenflug etwa versucht; aber gar oft ging es vor dem erstrebten Ziel wieder hinunter in die tiefere Lage. Gerade, als man glaubte, sie sei auf dem Wege, sich der Bedeutung Lenzburgs entsprechend in den aargauischen Blätterwald einzuschalten, kam völlig unerwartet die Todesanzeige. «Vor 12 Jahren übernahmen wir», meldete die Buchdruckerei Müller, «die Zeitung von der Erbschaft des Herrn Christian Ebner mit vollem Idealismus und mit

dem ehrlichen Willen, aus dem Blättli ein gutes Lokalblatt zu schaffen. Obschon die Zahl der Abonnenten von 800 auf 2100 stieg, müssen wir die Zeitung eingehen lassen.» Grund: Fehlen der Inserate. Sie ermöglichen eben einer Zeitung Bestand und Ausbau.

Der Leser mußte sich nun mit der Tatsache abfinden: Lenzburg hat keine eigene Zeitung mehr. Kein Auge wurde naß; aber man vermißte doch etwas, fühlte, daß etwas fehlte, das in all seiner Unzulänglichkeit in den 110 Jahren Vergangenheit Lenzburg irgendwie vertraut und notwendig geworden war. Nicht etwa, daß man nicht mehr unterrichtet worden wäre von dem, was in der engern Heimat und in der weiten Welt geschah. Im Gegenteil! Aus der Zeitungsflut, welche die entstandene Lücke ausfüllen und ausnützen wollte, erfuhr man viel mehr, als früher im lokalen Teil der «Lenzburger Zeitung» gestanden hatte. Die Lenzburgerzeilen in den Tagblättern von Aarau und Baden lagen im Wettstreit. Es wimmelte da nur so von Hü., -er, W., w., -ps. usw., mit denen sich die Lenzburger Korrespondenten tarnten, um ihrem Blatt den Vorrang zu sichern. Es kam bei diesem Wettlauf nicht auf die witzigere, spitzigere oder spritzigere Feder an, wer das Rennen gewinnen würde, sondern auf den Umstand, mit welcher ihrer Schwesterstädte Lenzburg mehr Beziehungen hatte. Und das war bald entschieden.

In vielen Dingen war Lenzburg seinen Schwesterstädten im Aargau voraus; denn diese hatten weder ein so stolzes Schloß mit seinem Stappferhaus, noch eine kantonale Strafanstalt für viele Ein- und wenige Ausbrecher oder gar einen Kulturpfleger, der auf dem Gebiete der Musik und der Malerei einen Namen hat. Aber jede druckte ihre eigene Zeitung. Zudem liegen im südlichen Halbbogen um Lenzburg kleinere Orte, die sich nicht an die Seite der «kulturell überlegenen» Stadt stellen wollen; aber sie haben etwas vor Lenzburg voraus. Sie haben ihre eigene Zeitung: Hägglingen das «Echo vom Maiengrün», Seengen den «Seetaler» und Menziken den «Wynenthaler». Einige davon versuchten aus dem Lenzburger Erbe etwas zu erhaschen, allerdings mit geringem Erfolg. Daß uns eine eigene Zeitung abgeht, ist zwar kein Landesunglück. Wir haben ja nur zu viele Blätter für alle Ansprüche. Aber etwas Heimatliches, Bodenständiges fehlt uns doch. Und wie spöttisch man in frühern Zeiten etwa vom «Chäsblättli», vom «Eingeklemmten Bruch» (Zeitung, gefaltet in den Briefkasten geschoben), von der «Tante am Sandweg», sprach, heute merken wir, daß sie uns fehlt. In anderen Zeitungen müssen wir unsere speziellen Sachen unterbringen und zusammensuchen. Vieles wird so übersehen. Wenn der Bundesrat oder sonst allerhöchste Herrschaften auf unser Schloß kommen, können wir wohl beflaggen und wundervoll beleuchten; aber wir können die hohen Gäste nicht auf der ersten Seite unserer Zeitung begrüßen. Gleich ist es, wenn in unserer Stadt kantonale Feste oder andere außerordent-

liche Anlässe stattfinden. Auch da müssen wir den schwungvollen Gruß an die festlichen Scharen in auswärtigen Blättern unterbringen – oder unterlassen. In Festnummern der einstigen «Lenzburger Zeitung» finden wir solche Begrüßungen, die der Kritik stand halten. – Auch können wir Lenzburgern in der Fremde nicht mehr die Jugendfestnummer mit Bericht und Reden zuschicken, sondern nur den Scherenschnitt aus andern Blättern.

Doch ich will nicht von dem sprechen, was uns fehlt, sondern von dem, was wir einst hatten. Wenn wir von der «Lenzburger Zeitung» reden, müssen wir daran denken, daß diese Benennung erst seit 1907 den Kopf des Blattes zierte und dem mehr als ein halbes Jahrhundert geläufigen und der ältern Generation wohl noch recht vertrauten «Wochenblatt» weichen mußte. Zuerst hieß es bescheiden «Lenzburger Wochenblatt», nachher stolzer «Aargauer Wochenblatt». Aber der weitere Aargau wollte nicht so recht mitmachen, und so ließ man es nach einigen Jahren wieder bei der früheren Benennung bleiben. Auch die «Lenzburger Zeitung» trug nur den Vermerk: «Allgemeines Anzeigenblatt für Stadt und Bezirk Lenzburg», da man 1907 wohl einsah, daß die Verhältnisse im aargauischen Zeitungswesen es nicht möglich machten, den weitem Aargau einzubeziehen.

Nun zu den Anfängen. Mittwoch, den 3. Juli 1850, erschien die erste Nummer: «Lenzburger Wochenblatt und Anzeiger», vier Seiten, Kleinformat, Druck und Verlag Rob. Bertschinger. Abonnementspreis vierteljährlich sechs Batzen, bei diesem Preis wird angenommen, daß das Blatt beim Verleger abgeholt werde. Der Mittwoch bleibt bis in den vierten Jahrgang der Tag der Ausgabe; dann aber wird diese auf den Samstag verlegt, und zwar vollzieht sich der Wechsel nicht auf Jahres- oder Quartalsanfang, sondern vom Mittwoch, dem 23. Februar geht man zum Samstag, den 5. März über. Der Leser muß so etwas länger warten, bis er das Neueste erfährt, das zuweilen schon ziemlich alt ist. Auf der ersten Seite steht: Vaterländische Nachrichten (Politisches, Schweiz, Aargau). Je zwei bis drei Zeilen beanspruchen die Begebenheiten in den einzelnen Kantonen. Eine halbe Seite wird dem Ausland bewilligt, das hier nicht über Europa hinausreicht. Mehr Platz beanspruchen die Auszüge aus dem aarg. Amtsblatt, wo unter anderem die Namen von 12 Vergeldstagten zu erfahren sind. Auf der vierten Seite, sie aber nicht ganz füllend, stehen die Inserate, die «Anzeigen» und in der untersten Ecke die Fruchtpreise, wie sie in Zürich angesetzt wurden: Korn, Roggen, Gerste per Malter, Hafer per Sester. Nicht nur die Maße sind verschieden, auch die Benennung der Preise, bald Gulden und Kreuzer, bald Franken und Batzen. Es muß um diese Zeit, wie sich aus einer weitem Anzeige ergibt, im Münzwesen ein ziemliches Durcheinander geherrscht haben; denn in einer spätern Nummer lesen wir eine Mittei-

lung der Post: Es werden nicht mehr angenommen: der halbe Brabanderthaler, der Viertelsbrabanderthaler, der halbe Gulden, das Zwölfkreuzerstück und das Sechskreuzerstück.

Die erste Nummer enthält sechs Inserate: Das Postamt zeigt an, daß die für Burgdorf bestimmten Waren statt wie bisher am Abend nunmehr bis 10 Uhr morgens aufzugeben sind. Eine Wohnung ist zu vermieten, ein in gutem Bestand befindliches, zweischläufiges Unterbett samt Hauptkissen wird zu kaufen gesucht. Philipp Waldburg-Kramer gibt bekannt, daß seine Truppe am Freitag die «Perle von Savoyen» oder Mutterseggen, ein Singspiel in fünf Aufzügen von W. Friedrich, Musik von Schäfer, und am Sonntag das vaterländische Schauspiel «Wilhelm Tell» aufführe; im Hause 138 wird eine Partie Bouteillen und kleiner Selterserkrüge zu einem Batzen das Stück angeboten. K. Kieser ersucht die Abonnenten seiner Leihbibliothek liegengeliebene Bücher zurückzugeben, widrigenfalls er auf vollständige Entschädigung dringen würde. Guter Aargauer Wein von den Jahrgängen 1846, 47 und 48 ist zu haben, die Maß ( $1\frac{1}{2}$  l) zu  $4\frac{1}{2}$ ,  $3\frac{1}{2}$  und 2 Batzen – ein Rausch kam dazumal nicht hoch zu stehen!

So vernimmt der Lenzburger Mittwoch für Mittwoch und ab 5. März 1854 Samstag für Samstag, was in der engern und weitem Welt geschieht und in der engern Heimat zu kaufen, verkaufen ist und gespielt wird. Aus Text und Inseraten läßt sich ein genaues Bild machen von den wirtschaftlichen, baulichen und kulturellen Verhältnissen, vom Leben und Treiben in einer gemütlichen Kleinstadt. Manches Jahrzehnt verändert sich wenig, bis dann ein fieberhaftes Erwerben Motorenlärm, Autokolonnen, Straßensperren für die Fußgänger, Raumnot, Wohnblöcke und Italiener brachte, also bis der Fortschritt einsetzte und die gute alte Zeit der Geschichte überwies.

Auch das «Lenzburger Wochenblatt» blieb der alten Zeit treu, ja bremste zunächst noch etwas zurück; denn es wurde mit dem zweiten Jahrgang hektographiert, in sorgfältiger deutscher Schrift. In einer spätern Nummer heißt es da: «Trotzdem wir das Blättli schreiben statt drucken, so scheint es doch Anklang zu finden. Der eine trifft das, der andere jenes darin, das ihm das Blättli lieb macht. Mancher gibt es seinen Kindern zum Lesenlernen. Auch recht! Wir wollen dafür sorgen, daß nie etwas drinnen steht, das dem kindlichen Gemüt schädlich wäre!» Ja, so steht es, und wir müssen beschämt den Blick niederschlagen; denn wir erblicken manches in gewissen Zeitungen, von dem niemand wird behaupten können, es sei dem kindlichen Gemüt zuträglich. Trotzdem scheinen nicht alle einverstanden gewesen zu sein, mit dem, was das Wochenblatt bot. Eine anonyme, vierseitige Schmähschrift machte mit bissigem Spott in höhnischer Art sich lustig über das Blättli. Sie wandte sich an die geneigten und nicht geneigten, geehrten und ver-



kehrten, verführten und angeschmierten Leser des neuen Wochenblattes und höhnte weiter: eigene Arbeiten wird der Blättschreiber so wenig als immer möglich liefern, da er in diesem wie in einigen andern Fächern sehr schwach ist, dagegen wird er fortwährend altes, kindlich einfaches Zeug von überall zusammentragen. Da die Poesie die Würze der Schriftstellerei ist, hat der Blättschreiber dies benützt und das Wochenblatt oft mit den Ausgeburten seiner dichterischen Phantasie in Form von, sogar mit Füßen und Reimen versehenen Versen geschmückt, und durch dieses Vergestümper und Geklimper das E. Publikum höchlich ergötzt. In dem Stil geht es drei Seiten weiter und endet auf der vierten mit dem Klagelied:

Ich armer Tropf – mir fehlt's am Kopf  
Mir fehlt's am Hirn – in meiner Stirn,  
Mir fehlt's am Grütz – mir fehlt's am Witz.  
Wie muß ich mich doch malträtiert –  
das Wochenblatt zu fabrizieren.

So hart angegriffen und verspottet wurde selbst in den schlimmsten Zeiten nicht einmal der Bündner Christian, ein späterer «Fabrikant» des Blattes. Die Erwiderung, die Abwehr klingt sehr harmlos, zu demütig. In der Nummer vom 12. März 1851 lesen wir: «Skandale und Witze dieser Art sind nur erlaubt, wenn sie niemanden verletzen; daß aber ein mit Recht geachteter Mann und geschätzter Lehrer – die Lehrer scheinen zu allen Zeiten in den 110 Jahren in und um das Blatt aufzutreten – der nur soweit beteiligt ist, als er behufs des Abdruckes niederschreiben soll, was man ihm übergibt, dabei unverdient hart mitgenommen wird, hat manchen, der ihn näher kennt, schmerzlich berührt.»

Das Blatt wurde nur ein halbes Jahr hektographiert. Ab 1. Juli 1851 erscheint es wieder in Druckschrift. Druck und Verlag bei R. Bertschinger. 1854 geht der Verlag an Diethelm Hegner über und nach dessen Tode im Jahre 1883 führt die Erbschaft das Blatt weiter. Ein halbes Jahrhundert lang lesen wir an seinem Kopf: Redaktion, Druck und Verlag der Hegnerschen Buchdruckerei, und seit 1883 ist beigefügt: Verantwortliche Redaktion J. Urech, Geschäftsführer. So blieb es bis 1906, und diese 25 Jahre sind wohl die finanziell besten des Blattes, denn J. Urech, der seit 1871 im Geschäfte tätig war und 1883 die Leitung übernahm, war ein fachkundiger tüchtiger Geschäftsmann, der verstand, durch Mehrung der Inserate möglichst viel einzunehmen und Verminderung der Ausgaben für den Textteil wenig auszugeben. Wenn die finanziellen Verhältnisse des Blattes in diesen Jahren so günstig waren wie nie zuvor und noch viel weniger später, kann man das nicht von den kulturellen, geistigen sagen. Der Text hält kaum den Vergleich aus mit dem, was vor Jahren geboten wurde. Das meiste, außer

dem dürftigen Lokalen – die Korrespondenten fehlten eben – entnahm man – oder wenig abgeändert, andern Zeitungen. Die Schere hatte mehr zu tun als die Feder. Einer Untat wurde etwa als geistiges Eigenprodukt der Nachsatz beigefügt: Haselstock vor!

Kann man vom Text wenig Gutes sagen, so war der Blick auf den sich stets erweiternden Inseratenteil, der sich in der dunkelsten, aufdringlichsten Schwärze abhob, umso erfreulicher. Daß der Verleger sein Blatt benutzte, um für Nötli und Formulare aller Art Reklame zu machen, war begreiflich, aber er war auch Abgeber von Pariser Weinschön zu 1 Fr. die Dosis und schrieb in seiner Anzeige: dieses Mittel verbessert den Wein ohne ihn zu schwächen. Allerlei andere Heilmittel für Mensch und Tier und vielerlei Vertilgungsmittel gegen allerlei Kleingetier in Haus, Küche und Bett sind, wie die Inserate verkünden, beim Verleger zu haben.

Daß Klatsch und Intrigen an der Tagesordnung waren, ergibt sich aus den vielen Verleumdungsinseraten, die gewöhnlich enden: wenn der freche Lügner und Verleumder, den wir gut kennen, in seinem schlimmen Treiben fortfährt, werden wir ihn mit Namen nennen. In einem andern Inserat lesen wir: «Die Spezereihändler geben bekannt, daß sie sich verständigt haben, von der nächsten Woche an den Ladenschluß an Werktagen auf halb acht Uhr und an Sonn- und Feiertagen auf halb sieben Uhr anzusetzen!»

Mit dem Jahre 1907 beginnt für das Blatt eine neue Periode. Es bildete sich eine Genossenschaft zur käuflichen Übernahme des Wochenblattes in der ausgesprochenen Absicht, es zu einem Organ zu gestalten, das geeignet und in der Lage wäre, die Interessen des Bezirks Lenzburg und speziell des untern Bezirksteiles würdig zu vertreten. Mit Anteilscheinen von 100 Fr. konnte sich jeder beteiligen. Ein Aufsichtsrat von neun Mitgliedern mit Konsul Oberst Alfred Zweifel als Präsident sollte zum Rechten sehen. Der bisherige Titel wurde geändert und lautete nun: «Lenzburger Zeitung, des aarg. Wochenblattes 59. Jahrgang». Verlag der Genossenschaft «Lenzburger Zeitung». Für die Redaktion verantwortlich die Redaktionskommission. In der ersten Nummer zeichnete als Redaktor Dr. A. Widmer, der damals in den Anfängen seiner politischen Laufbahn stand. In den weitem 50 Jahren ihres Bestehens sind nun, im Gegensatz zu früher, Verlag und Redaktion getrennt. Eine stattliche Zahl von Redaktoren haben in diesem Zeitraum versucht, das von der Kommission erstrebte Ziel zu erreichen. Daß die Kommission sich wacker bemüht hätte, dabei mitzuhelfen, kann man nicht sagen. Es mußte gespart werden. Die Anteilscheine der Genossenschaft standen nicht hoch im Kurs und sanken noch mehr, als ein spürbarer Rückgang der Inserate eintrat, der bedingt war durch das Auftauchen des «Bezirksanzeigers», eines Inseratenblattes, das an alle Familien zu Stadt und



Land im Bezirk gratis abgegeben wurde. Für die Mitglieder der Kommission war die Hauptsache, daß sie eine Zeitung hatten, die ihre Interessen vertrat und bei Wahlen für ihre Kandidaten Propaganda machte. In der Redaktion fand ein häufiger Wechsel statt. Oft waren es Lehrer, die bei ihren kläglichen Besoldungen jener Zeit im Hauptamt auf einen Nebenverdienst angewiesen waren; dann Gerichtsschreiber, Gerichtspräsidenten; angehende Journalisten, die auf ein erträglicheres Arbeitsgebiet warteten. Einmal waren zwei Lehrer gleichzeitig tätig oder untätig, der eine für die Mittwoch-, der andere für die Samstagnummer; ein andermal ein Lehrer und ein Jurist; denn die Kommission hatte befunden, für die Verantwortung, welche die Redaktion zu tragen habe, müsse ein Rechtskundiger beigezogen werden! So teilten sich die beiden in die Arbeit, hier vielleicht ungleich, aber gleich im Honorar. Jeder erhielt 50 Franken, nicht etwa für die Nummer, sondern für den Monat. Mancher von den Idealisten, die hier so vorübergehend tätig waren, hatte gute Gedanken, eine gewandte Feder, konnte von Lebenden und Toten herzlich schreiben und über allerlei Ereignisse anschaulich berichten; aber da kam wieder allerlei Unangenehmes und trübte den literarischen Himmel. Beim Lokalblatt mußte der Redaktor auf der Hut sein, durfte weder in Politik noch im Lokalen scharf einstellen oder Ansichten vertreten, die dem freisinnig genannten Aufsichtsrat nicht paßten. In dieser Hinsicht machte sich die Redaktionskommission unangenehm bemerkbar, so wenig initiativ sie sonst war. Da man bei dem Salär nicht allzu viel zu verlieren hatte, wollte man nicht mehr mitmachen. Auch der tüchtige Geschäftsführer Daetwiler, der mit zwei Setzern und einem Original von Ausläufer, der zugleich Raddreher, Zeitungsfalter und Verträger war, konnte mit den alten Maschinen und dem ungenügenden, abgenützten Setzmaterial auch in der äußern Ausstattung nicht das zustande bringen, was nach der Meinung der Kommission eine «Lenzburgs würdige Zeitung» gewesen wäre.

Nun ergab sich für die Genossenschaft «Lenzburger Zeitung» eine günstige Gelegenheit, sich von dem Geschäft, das nicht so florieren wollte, wie sie es sich vorgestellt hatte, zu lösen. Christian Ebner, Sohn des Gründers der bestbekanntesten Druckerei Ebner in Chur, die auch den angesehenen «Freien Rätier» herausgab, kaufte die «Lenzburger Zeitung» und gab das freisinnig-demokratische Organ des Bezirks wöchentlich dreimal, am Dienstag, Donnerstag und Samstag an seine Leser. Später kehrte er wieder zur zweimaligen Ausgabe zurück. Auch er erklärte in üblicher Weise, wie nun alles besser und schöner werden sollte, und sein erster Redaktor Dr. Alfred Güntert unterstützte ihn mit einem schwungvollen Einführungsartikel, der mit den Worten schloß: «Vergeßt nicht euere Anzeigen aller Art unserem Blatte anzuvertrauen, denn schließlich herrscht neben allen schönen Idealen denn doch noch der

ganz gewöhnliche Materialismus. Am Ende aller Enden beherrscht er die ganze Situation!» Wie die Folge zeigte, hat er sie beherrscht.

Trotz redlichem Wollen und fachmännischem Können gelang es Christian Ebner nicht, die «Lenzburger Zeitung» hoch zu bringen, ja nicht einmal sie auf der bisherigen Höhe zu halten. Es lag nicht nur daran, daß dem gutmütigen Bündner die Energie und Fähigkeit und das kaufmännische Geschick fehlten, die Situation zu meistern, auch die Zeitumstände halfen mit, dem Unternehmen das Leben schwer machen; denn die dreißiger Jahre waren wirtschaftlich eine wenig erfreuliche Zeit. Das wirkte sich auch auf die Zeitung aus. Die Inserate, die seit dem Erscheinen des «Bezirksanzeigers» zurückgegangen waren, verminderten sich noch mehr. Die sich ergebenden Verluste verunmöglichten das Ersetzen der veralteten Maschinen durch moderne, verunmöglichten auch den Ausbau des Textteils. Wie tapfer sich Christian Ebner auch wehrte, er konnte den Rückgang nicht aufhalten und mußte noch viel Spott hinnehmen; denn es gab viele, die mit den abfälligen Bemerkungen über das Chäsblättli ihre eigene geistige Überlegenheit zeigen wollten. Mit dem Bedauern der andern war ihm auch nicht geholfen. Und nun kam unerwartet der Tod und machte einen Abschluß; denn am 28. April 1947 starb Christian Ebner nach kurzer Krankheit. Wie sollte es mit der «Lenzburger Zeitung» nun weitergehen? Die Frage wurde in glücklichster Weise gelöst. Die Buchdruckerei R. und L. Müller erwarb die zum Kauf ausgeschriebene Zeitung. Es geschah das, wie sie bekannt gab, neben geschäftlichen Erwägungen auch darum, weil den beiden Inhabern der Druckerei als Lenzburger das Lokalblatt am Herzen lag. Nun hatte die «Lenzburger Zeitung» endlich eine Stätte, die es möglich machte, ihr äußeres Gewand in jeder Hinsicht so zu gestalten, daß sie Lenzburgs würdig war. Auch aus dem Textteil wehte ein neuer, frischer Geist. Ein Nationalökonom und angehender Journalist diente hier einige Zeit seine Sporen ab als Zeitungsmann. Er führte eine gute Feder, die gelegentlich etwas spitz war, und hatte keine Bedenken, das zu sagen, was er für richtig hielt, auch wenn es nicht allen paßte. Ein in die neuen Verhältnisse einführender Artikel vom 21. Mai 1947 beleuchtet die Vergangenheit treffend und zeigt die Zukunft so verheißungsvoll, daß wir ihn hier zum Teil wiedergeben: «Die ‚Lenzburger Zeitung‘ ist eines der ältesten Zeitungsorgane im Kanton Aargau. Sie wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer Zeit innerpolitischer Kämpfe gegründet und hat in unserer Gegend entscheidend in die politischen Diskussionen eingegriffen. Durch ein Jahrhundert berichtete die Zeitung getreulich vom Geschehen in unserer Stadt, von Geburt und Tod, Festen und Trauertagen, politischen Kämpfen und kulturellen Bestrebungen, gab im Laufe der Jahrzehnte ein Abbild von weisen Ratsbeschlüssen und kleinlichen Zänkereien. So mußte die ‚Lenzburger Zeitung‘ einem

jeden ans Herz wachsen, obschon sie vorab in der letzten Zeit bisweilen den Ansprüchen, die an ein gutes Lokalblatt gestellt werden dürfen, nicht mehr genügte und manchem Abonnenten bissige Bemerkungen entlockte, während humorvollere Leser Stilblüten und vom Druckfehler-teufel durcheinander geschüttelte Sätze durch den Nebelspalter prämiieren ließen. Wir werden uns bemühen, der ‚Lenzburger Zeitung‘ den guten Ruf zurück zu gewinnen . . . Auf diese Art hoffen wir, eine Zeitung aufzubauen, die der Stadt Lenzburg zur Ehre gereicht, ein zuverlässiges, sauberes Lokalblatt, das für Wahrheit und Freiheit einsteht und zu einem unerläßlichen Element des politischen und kulturellen Lebens der Stadt und des Bezirks Lenzburg werden wird.» – Wie schade, daß das, was hier in so schönen, verheißungsvollen Worten in Aussicht gestellt wurde, nicht Bestand hatte und ein Jahrzehnt später nur ein Wunsch blieb, dem keine Erfüllung wurde.

Zunächst konnte man hoffen, es sei alles auf dem besten Wege. Nachdem der altväterische Kopf des Blattes durch einen ansprecheren-deren ersetzt worden war, und der Druck nicht mehr in deutscher Frak-turschrift, sondern in der gefälligeren Antiqua erfolgte, und um den Platz besser ausnützen zu können, Sport- und Theaternachrichten, Ra-dioprogramm und das Feuilleton in kleinerem Schriftgrad untergebracht wurden, gab es am Gewande nichts mehr auszusetzen. Auch der innere Gehalt nahm zu. Der lokale Teil wurde ausgedehnter, Korrespondenten bereicherten den Text. Wer etwas zu bemängeln suchte, konnte höch-stens sagen, er würde es begrüßen, wenn gelegentlich statt der Breite die Kürze und Tiefe sich mehr bemerkbar machten. Der Spott über das «Chäsblättli», den Christian Ebner übernommen und wacker ausgebaut hatte, verstummte allmählich, und alles schien in bester Ordnung und Entwicklung; da kam so ganz plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, alle überraschend, die Kunde: Die «Lenzburger Zeitung» er-scheine nicht mehr! Man war verwundert, betroffen. Es war gleich, wie wenn wir die Nachricht erhalten, ein Herzinfarkt hat einen uns wohl-bekanntem Menschen, den wir tags zuvor noch in voller Gesundheit sahen, plötzlich von uns genommen. Ja, er hatte recht gehabt, der 30 Jahre vorher in der «Lenzburger Zeitung» geschrieben hatte: Schließlich herrscht neben allen schönen Idealen denn doch der ganz gewöhnliche Materialismus, und am Ende aller Enden beherrscht er die ganze Situa-tion! Er hatte sie beherrscht – und wir hatten keine Zeitung mehr. Mit stets sich mehrenden Verlusten kann man ein Unternehmen nicht weiter führen.

Jetzt liegt die «Lenzburger Zeitung» begraben im Halbdunkel des Stadtbibliothekverließes hinter der eindrucksvollen Fassade des alten Schulhauses, dem sie 110 Jahre Zeitgenosse war, dem aber die Gegen-wart das gebracht hat, was ihr versagt wurde, ein Weiterbestehen für

zeitgemäße, kulturelle Bestrebungen. Wie eine Kompanie Soldaten reiht sich da Band an Band, gegen 200, dickere und dünnere, alle gleich eingebunden, also auch in gleicher Uniform. Gewiß, auch diese Kompanie könnte singen, wie es im Soldatenlied heißt: «Wie viel Freud und Leid ist das»; Freud und Leid ersichtlich aus Inseraten und Text, Freud und Leid auch geltend für Verleger und Redaktoren. Einige würden wohl meinen, Leid und Freud sollte es heißen.

Vergessen und verlassen ruhen die Bände von ihrem unruhigen Leben aus. Niemand kümmerte sich um sie, außer dem Bibliothekar, der das von Amtes wegen tun muß, bis es einem alten Schulmeister einfiel, er könnte so gelegentlich seinen Wanderstab zur Seite legen, den einen oder andern Band hervorholen, darin blättern und herumschnüffeln. Da kam er auf den Gedanken, der alten Dame vom Sandweg einen Nachruf zu widmen und aus dem, was er herausgeblättert, und dem, was er selber durch nähere und zum Teil ganz nahe Beziehungen zu ihr in den letzten 50 Jahren persönlich wußte oder erfahren hatte, ihr Bild zu zeichnen. Er durfte das auch, weil er längere Zeit mit ihr legitim intim gewesen war.

Der Nachruf brauchte ja nicht vollkommen zu sein. Die «Lenzburger Zeitung» war es auch nicht. Er kann es auch nicht sein, sonst hätte man ja alle 200 Bände durchblättern müssen, um alles einzufangen. Wenn er so nur skizzenhaft ist, einzelne Zeiträume mehr als andere berücksichtigt, so hängt das mit dem Umstand zusammen, welche von den 200 Bänden dem Schnüffler eben unter die Finger kamen. In allen zu wühlen, wäre für ihn eine schon körperlich zu ermüdende Arbeit gewesen, sie hätte Monate erfordert, und zudem hätte er vom anhaltenden Umblättern Daumen, Zeigefinger und Lippen wund gescheuert. So gab er weiteres Suchen im Halbdunkel des Bibliothekverließes auf, ergriff den weggelegten Wanderstab und flüchtete ins Freie. Auch da gab es ja allerlei zu erforschen und auf angenehmere Art.

Der alten «Tante vom Sandweg» aber müssen wir doch sagen, daß sie uns trotz allem lieb und vertraut war, sowohl als Wochenblatt im altjümpferlichen Gewande, wie als «Lenzburger Zeitung» im modernen. In unserer zeitunglosen Stadt – wir denken da nur, daß wir keine eigene Zeitung haben, andere haben wir ja mehr als genug – spüren wir ihren Verlust und bedauern ihn. Sie hatte ja, wie wir alle, ihre Eigenheiten, meldete gelegentlich in frühern Zeiten das Neueste erst, wenn es andere längst wußten oder schon wieder vergessen hatten. Sie ärgerte auch manchen. Aber davon wollen wir jetzt nicht weiter reden. Der Lateiner sagt: De mortuis nil nisi bene. (Von den Toten nur Gutes.) Und das muß man ihr lassen. Sie selbst hat zeitlebens von den Toten nur Gutes gemeldet, vielleicht da und dort sogar ein klein wenig auf Kosten der Wahrheit. Jeder Nachruf in der «Lenzburger Zeitung» wird

das bestätigen. Auch wir wollen es ihr gegenüber so halten und sagen, von ihr, wie wir es jeweilen bei ihr lasen: Wir werden ihr ein liebes, treues Gedenken bewahren.

## VOM NEUEN QUARTIERSCHULHAUS IM LENZHARDFELD

VON ERNST DÄSTER

---

Da bis zum Jahre 1801 der hochwohllobliche Stadtrat die Lehrer gewählt und in ihr Amt eingesetzt hatte, empfand man es als krassen Eingriff in die altherkömmliche Hoheit, wenn nun der Erziehungsrat die hiesigen Schulstellen besetzen wollte. Der Stadtrat verwahrte sich ganz energisch, und der Erziehungsrat verzichtete, um nicht der ganzen Sache zu schaden, auf das beanspruchte Recht. Nun erschien im selben Jahr aber in der «Helvetischen Zeitung» eine Notiz, welche die Stadtväter in böse Aufregung versetzte. Es hieß da also: «Bei Besetzung vakanter Lehrstellen auf dem Lande fanden wir keine Schwierigkeiten, wohl aber in Lenzburg, Aarau und Zofingen. Da wir aber überzeugt sein konnten, daß man daselbst auf ein gutes Schulwesen bedacht sein würde, so taten wir Verzicht auf unser Besetzungsrecht, um durch keine Rangstreitigkeiten dem Wesentlichen und Notwendigen zu schaden. In allen Städten unseres Kantons, Lenzburg ausgenommen, beschäftigt man sich eifrig mit zweckmäßigerer Einrichtung und Ausdehnung der Schulanstalten. Besonders gibt die Bürgerschaft von Aarau ein rühmliches Beispiel.»

Ein geharnischter Brief ging nach dieser bloßstellenden Veröffentlichung an den Erziehungsrat ab, ein Brief, dessen Schluß dahin lautete, es müßten die üblen Worte über Lenzburg zurückgenommen werden, «weil wir sonst genötigt wären, uns selbst beim Publikum zu rechtfertigen.» Das eine Gute hatte indessen die Verleumdung doch. Sie rüttelte die Behörde auf, wenn nicht aus Begeisterung für die Sache, so doch aus Ehrgeiz, eine Reorganisation des Schulwesens vorzunehmen. Und dieser Ehrgeiz, dem sich sicher im Laufe der Jahrzehnte eine aus Einsicht geborene Schulfreundlichkeit verschwisterte, hat seine Früchte gezeitigt. Denken wir nur an das 1903 bezogene Gemeindeschulhaus am Angel-